

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1930

286 (8.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Mond von links

Scheint in Piscators Wallnertheater

Das ist eine handfest gesummerte Komödie in 12 Bildern von dem Kuffen Bielawerowski, die unter Martin Kerbs Regie mit primärligen Mitteln einen sehr anständigen Erfolg errang und zum mindesten bis zur Hälfte, und die war erst im letzten Drittel, nämlich vorher auf ihrer Seite hatte. In Deutschland unternahm es Arnold Witt vor wenigen Monaten in seinem Roman „Vorwärts“ den Weiberkampf im Kriege in einer tollen Grotteske ad absurdum zu führen. Was in diesem Buch der Spartaer-Vorführer Vorwärts ist, der durch den Krieg das Vereindrehen der Weiberherlichkeit herantreiben liebt, das ist bei dem Kuffen mit dem unaussprechlichen Nachnamen und dem leichteren Vornamen Bill in seiner Komödie die „Mond von links“ der Vorführer der Uffela einer kleinen südrussischen Stadt Komalio. Er fürchtet weniger im Kriege als im Kampf gegen die Bourgeoisie den Einfluß der Frauen, die schon so manchen Revolutionär auch seines Bezirks von der Idee abgewendet haben. Und als er selbst nicht mehr ganz sicher ist, ob er auf die Dauer dem Charme seiner Sekretärin widerstehen wird, entläßt er sie kurzerhand. Die kleine Kate aber fühlt sich in ihren sozialen Rechten verletzt, leidet den Parteiapparat in Bewegung, um den Keuschheitsapostel spinnen sich Intriquen, er verläßt doch seiner Karminaja. Und bis dahin ist alles lustig und flott und pointiert, nicht anstrengend, aber erfreulich heiter, offen gegenüber den Schwächen auch sowjetrussischer Ideale. Dann aber kommt die Liebesprobe; wird das revolutionäre Gemissen auch bestehen, wenn das private Leben der geliebten Frau bedroht ist. Zwar ist auch das nur ein Scherz, aber er ist so billig und so deutlich darauf abgestellt, den so sympathischen Helden nun ganz zur Idealfigur emporaufsteigern. Sehen wir davon ab, bleibt noch genug Erfrischendes, Piscators Publikum wird gerne einmal diesen Humor befeuchten und für einen Abend die brennenden Probleme ihres Existenzkampfes vergessen, das umso lieber als der Russe Kowal-Samborilo, seinen Komalio, die Schiffler ihre Karminaja und auch alle anderen ihren Part mit viel Temperament vortragen.

An der gleichen Stelle wurde drei Tage vorher des Oesterreichers Oskar Bendiner Dokumentendrama „Die Tat“ von der Spielgemeinschaft Betliner Schauspieler aufgeführt. „Die Tat“ ist die Ermordung des österreichischen Ministerpräsidenten Stürath durch Friedrich Adler, Viktor Adlers Sohn. Das Drama, das vor allem da, wo es sich auf Dokumente, etwa Friedrich Adlers große Verteidigungsrede, stützt äußerst wirksam ist und den Beifall seines Publikums fand, krankt daran, daß Bendiner die „historischen“ Vorgänge, die während des Krieges spielten, in das Jahr 1930 in ein Stillebühnenstück verlegt. Die Absicht des Autors, die Geschäfte dadurch aktueller für unsere Tage zu machen, ist misslungen, das muß gesagt werden, um der Tendenz des Stückes willen, die schlagkräftiger gewesen wäre, wenn Bendiner sich an die Tatsachen gehalten hätte. Dieser Versuch im Drama ist zu bedauern, nicht aber die sehr wirkungsvolle Aufführung unter Fritz Staudtes Regie, die sich im wesentlichen auf Staudte selbst, Beate Siml, Hans Rothmann, Erich Gübbe stützte.

Konzerte

Das zweite Zigeunerkonzert hatte denselben riesigen Besuch und denselben Erfolg, wie das erste Konzert. Wieder ist das gesamte Spiel dieser abgeordneten Musiker und die überaus geleitete ihres Dirigenten Herrn Beron die Tausende zu gemächlicher Besichtigung hin. Man fühlte, diese Künstler machten Musik, weil Musik ihr Lebenselement ist, weil sie gar nichts sonst können, wie nur musizieren. Und deshalb diese abgerundeten Leistungen, dieser tiefe Eindruck. Die Zigeuner haben nicht nur ein tiefes Gemüt, sie haben auch ein sprühendes Temperament, das die Hörer mit sich und sie mit Beifallstürmen nicht mehr zur Ruhe kommen ließ.

IV. Sinfoniekonzert des badischen Landestheaterorchesters. Von den zwei Erstaufführungen, die das Programm des IV. Sinfoniekonzertes am Mittwoch, 10. Dezember, vorstellt, darf vor allem das Klavierkonzert Liszt (op. 20) von Franz Liszt interessieren, ein Werk eines genialen Jünglings, den man im letzten Winter hier als hervorragenden Dirigenten zumal in Schöpfungen seiner jüdischen Landsleute kennen gelernt hat. Auch die Persönlichkeit des jüdischen Interpreten, der Name von Alfred Hoech (Frankfurt), steht in so trefflicher Erinnerung, daß ihm nicht minder an diesem Abend eine besondere Ansehungsfrist sicher sein wird. Die zweite Komposition ist „Sinfonischer Tanz in baskischem Stil“. Es ist eines der effektivsten Orchesterstücke, die in neuerer Zeit ge-

schrieben wurden, und hat auf seinen Autor, den Komponisten Hermann Hans Weiler nicht nur in der Oper, „die baskische Venus“, deren Einleitung zum 2. Akt es eigentlich bildet, bei der Leipziger Uraufführung vor zwei Jahren erhöhte Aufmerksamkeit gelenkt, sondern ihm in vielen internationalen Konzerten schon stärksten Erfolg eingebracht. Die von Generalmusikdirektor Josef Krips geleitete Vortragsfolge beschließt Tchaikowskis letzte Sinfonie (h-moll, Pathétique).

Wellenwechsel des Königsberger Rundfunksenders. Nach Inbetriebnahme des Großrundfunksenders Heilsberg, die gegen Mitte Dezember zu erwarten ist, wird der Rundfunksender Königsberg auf Welle 1387 kHz (217 m) betrieben werden. Der Großrundfunksender Heilsberg erhält die bisherige Königsberger Welle 1055 kHz (276,5 m). Beide Sender werden das gleiche Programm verbreiten.

Andrees tragisches Ende

„Dem Pol entgegen“ — Des „Adlers“ Schwingen brechen — Das Todesurteil des Eises — „Mit solchen Kameraden kann man durchhalten“ ...

Die letzte Kunde, die die Welt von den drei fähigen Ballonfahrern Salomon August Andree, Nils Strindberg und Kurt Fraenkel bekam, brachte eine Brieflaube. Sie war unterm 22. Breitenrad abgelesen. Ein Walfänger hatte sie abgeholt. „Am Bord alles wohl“. Seitdem verbrach man sich ein Menschenalter hindurch den Kopf, was wohl aus den Verhüllenen geworden sein könnte. Der baltische Schriftsteller Carl Muusmann veröffentlichte im Jahre 1907 ein Buch „Des Nordpolfahrers Andrees letzte Aufzeichnungen“. Der Verfasser behauptete, Andree sei „nicht tot, sondern er lebt inmitten eines kleinen Menschenstammes der Arktis, unfern des Nordpols, wie ein Weizen aus einer anderen Welt verkehrt“. Solche seltsame Blüten trieb ungesüßelte Phantasie um das Schicksal der drei tapferen Forscher. Aber auch Positiveres wurde gelehrt. Expeditionen gingen auf die Suche nach den Ballonfahrern. Nirgends jedoch war eine Spur zu entdecken. Die Welt fand sich schließlich damit ab, daß Andree und seine Gefährten irgendwo umgekommen seien, aus Eis abgestürzt, in die See gefallen und ertrunken. Wer glaubte denn noch, daß sich jemals der Vorhang öffnen würde, der Andrees Schicksal vor unseren Augen verbergte? Und jetzt, nach 33 Jahren, weiß die Welt endlich, wie sich eins der erschütterndsten, Trauerstücke der nördlichen Entdeckungsgeschichte abspielte hat!

Sie weiß es aus dem einzigen authentischen Originalbericht, der jetzt in nicht weniger als 18 Sprachen, darunter arabisch und Esperanto, erscheint. Für das deutsche Sprachgebiet hat der mit der geographischen und völkerverständlichen Wissenschaft eng verbundene Leipziger Verlag Brockhaus das alleinige Veröffentlichungsrecht erworben. Er bringt das Buch neben dem Titel „S. A. Andree, Dem Pol entgegen“ heraus. Es enthält das gesamte Material, das der schwedischen Regierungskommission vorgelegen hat: die Tagebücher der toten Forscher, die Berichte der Aufbruchsexpeditionen und alle Bilder, darunter die von Andree und seinen Leuten selbst aufgenommenen. Nach langen Mühen ist es dem Stodholmer Professor Bergberg gelungen, diese menschlich erschütternden, einzeln für sich betrachtet so trübselig, aber im Ganzen so eindrucksvollen, einzuzeichnen. Sie zeigen die drei Forscher im harten Kampf mit der Natur, etwa wie sie mühsam einen Schlitten über das Eis schieben oder nach erfolgloser Jagd auf Eisbären.

Am 11. Juli 1897 hatte der „Adler“ mit den drei Forschern in der wohlausgestatteten Gondel von Eisbergen aus seinen stolzen Flug in die Unwissbarkeit unbekanntes Eisgebietes begonnen. Beim Start rissen unallfälligerweise die Schlepplinien ab: ein verhängnisvoller Verlust, der aus einem mit der Erde ständig in Verbindung stehenden leibhaftig Ballon einen wehrlosen Spielball des Windes machte. Andree hatte auch angenommen, daß die Witterung in der Arktis während der Monate Juli und August für seinen Versuch günstig sein müßte. Dabei hat er den Fehlschlag und seine Folgerichtigkeit, den Raubtrieb, hart unterrichtet. Bald setzte sich eine dünne Eisschicht auf die Kugel, die den Ballon immer tiefer herabschickte und in kurzen Zwischenzeiten auf das Eis stieß. In seinem treffenden Humor meint Andree, der Ballon fähmelt das Eis.

Am 14. Juli um 7.19 Uhr müssen die fähigen Männer ihr Flugzeug verlassen. Sie stiegen zu Fuß das Franz-Joseph-Land erreichen zu können. In Hunger leiden sie nicht, Eisbären und Seehunde sind eine willkommene und gar nicht seltene Beute. Aber eine tragische Ueberforderung harret über. Nach dreitägiger Wanderung merken die Drei, daß das Treibeis sie genarrt hat. Sie wollten nach der rettenden Inselgruppe — und die Meeresströmung hatte sie immer weiter von ihrem Ziel abgetrieben.

Ungebrochenes Mutes, wenn auch schon ausgepumpt und erschöpft, legen sich die einsam Wandernden ein neues Ziel: die Siebeninseln bei Spitzbergen. Der Marsch nimmt an Schwierigkeit zu. Das Eis ist zerplittert, und das Ringen mit ihm wird mühselige Quä-

lerei. Darmschmerzen, Schnittwunden, Beulen und Gekrümmte machen ihnen das Leben fast zur Hölle. Stauwässer und Rinnen, Wassertrümpel und Risse zehren an ihrer Kraft. Eine amte erste lechtliche Erkenntnis bricht über die Männer herein: sie werden auch die Siebeninseln niemals leben! Vom 4. August bis 9. September sind sie unter übermenschlichen Anstrengungen 135 Kilometer Südwärts geraten. Fast ebenbürtig nach Südwesten. Das aber bitterste Aufgebot gegen ihr Schicksal war vergeblich, das Treibeis übermächtig. Andree führt mit seinem Wort Klage, er verzirgt seine Urnahe, um die Gefährten nicht nutzlos zu machen. Selbst hält er aufrecht, indem er unentwegt wissenschaftliche Beobachtungen macht, die Stärke des Eises mißt, seine Vermutungen feststellt, mineralogische Proben sammelt, — die auch auf Eis gelautet wurden. Noch fladert dann und wann heitere Laune auf, aber der Humor ist nicht mehr so unbefangene wie früher, er wird finstern, argwöhnisch und bitter ...

Nach einem erschütternden Endkampf beschließen die Forscher, sich in das Unvermeidliche zu fügen und auf dem Eis zu überleben. Mit einer Scholle gründen sie ein „Dabeim“, eine Eisinsel, die sie vor dem Letzten nicht schützen kann. Sie treiben bis an die Küste von New Zealand: 210. Am 2. Oktober, 5 1/2 Uhr morgens werden die Schlier durch Krachen und Schweiß geweckt: das Treibeis läuft in ihr „Dabeim“. Die schöne feste Scholle ist in unauflösbare Stücke zerbrochen, gerade an der Hüttenwand entlana. Alle haben auf den Nachbarhütten verstreut, zwei Eisbärenleichen der Toten vorrat für drei oder vier Monate, treiben in der Nähe herum.

Mit diesem schweren Schicksalsschlag endet die Eiswanderung Andrees und seiner Gefährten. Vom 14. Juli bis zum 2. Oktober waren sie über das Treibeis gezogen. 12 Tage lang strebten sie nach Franz-Joseph-Land, dann 40 Tage nach den Siebeninseln. Die Strömung war härter als sie. Da haben sie es auf und laßen sich 12 Tage auf einer Eisscholle still, bis das Unheil über sie herabdrach. In der Stunde, als sie aus der Gondel des „Adler“ stiegen, hatten sie sich dem Treibeis auf Gnade und Ungnade ergeben. 64 Tage hindurch hielten sie sich aufrecht. Dann wurden sie von der Beute der Naturgewalten. Aber auch im Zusammenbruch bewachten die Selbsten ihre Haltung. Andree schreibt in sein Tagebuch: „Nur hat die Welt verloren. Mit solchen Kameraden kann man durchhalten was da will“.

Nun folgt der Tragödie letzter Akt. Das Schicksal tritt nun ab die Forscher Schlag auf Schlag. Strindberg schreibt am 2. Oktober: „Am Land umgezogen“, am 6.: „Schneesturm, Erfahrungslosigkeit“, am 7.: „Ichon wieder“, „Am 8. Von einem erbarmernden Todbeind von Ort zu Ort getrieben, erliegt langsam das Treibeis. Die Selbsten verinken im trostlosen Schneewald der Eiswanderung.

Seit den unvergesslichen Taten Kapitän Scotts sind es nicht wenige, die Entdeckungsgeschichte, was erschütternder wäre als die von Andree. Eine ergreifendere Sanktion hat sich im Gebiet dieser Eises kaum je abgezeichnet. Aus der Hinterlassenschaft der Selbsten bleibt eine Rühmbild, die an die Grenze des Menschlichen reicht. Andrees und seiner Kameraden armen „Adler“, die Hingebungen Rogel, dessen Schwinnen brachen, ist ein gewöhnlicher Flieger gefolgt. Den Tapferen, die sich zuerst auf den fahrerlosen Weg machten, ist dieses einstufige Buch Schatz und Ehrengelänge.

* S. A. Andree, „Dem Pol entgegen“. Auf Grund der polnischen Andrees Polarexpedition 1897 geführt und 1930 auf Basis der demselben Tagebücher S. A. Andrees, N. Strindbergs und K. Fraenkels herausgegeben von der Schwedischen Gesellschaft für Antarktologie und Geographie. Mit 122 Bildern und 5 Karten. Gebunden 11 M., Leinen 13 M. — Verlag N. A. Brockhaus, Leipzig.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schizolauer

Sonvright von Verlag Carl Duncker-Berlin.

40 (Nachdruck verboten.)

Marianne hatte alles überlegt. Es blieb ihr keine Wahl. Alle anderen Wege waren von unübersteigbaren Unmöglichkeiten verbaut. Sie mußte ihren Stolz hegen, ihre Beschämung zwingen, wieder durch alle Zimmer. Er war reich. Er konnte ihr die Mittel geben, die Suche nach Klaus wieder aufzunehmen. Sie mußte sich so tief demütigen, den Mann, dem Klaus sie schonungslos genommen hatte, um Geld für den Räuber zu bitten.

Nach wußte er nichts von dem Betrage. Noch sah er in ihr Peters Witwe. Sie trug wieder aus instinktivem Inst in diesem todesbedrohlichen Krankenzimmer dunkle Gewänder. Sie mußte Ernst bekennen, daß der Mann, vor dem er sie in vornehmer Zurückhaltung gewahrt hatte, ihr durch eine schmähliche List seinen Tod vorgegaukelt hatte. Sie mußte diesen Weg nach Canossa gehen, mit blutenden Füßen und blutendem Gemüte, um Klaus die Sednachts seines Lebens zu erfüllen, ihm das eigene Oberdatorium zu verschaffen. Sie war entschlossen, zu sprechen.

Auch Ernst Staudt rang mit Plänen, gegen die seine getretene Mannesehre sich empört aufbäumte. Doch die Liebe baute immer wieder, allen rannenden Stimmen, — um uneres Kindes willen, in, und auch ihrerwillen ein wenig.

Er sah Marianne wieder in seinem Hause walten wie einst. Er sah sie das Kind, das Kind ihrer jungen ersten Liebe, hegen und warten. So es unter ihrer aufopfernden Obhut langsam ins Leben zurückblühen. Die Schwester hatte sie am ersten Tage verabschiedet. Er hörte die enthusiastischen Lobeshymnen des Arztes. „Danken Sie Gott, daß die Frau gekommen ist. Sie hat Ihnen das Kind zum zweiten Male geschenkt, Herr Generaldirektor.“ Und alles, was in diesen letzten bösen Jahren sein Leben zu einer Todessehnsucht verdüstert hatte, schien ihm ein arger Fehler Traum. Alles dieses Unendbare — jener schwarze Tag, an dem sie ihm gefanden hatte, daß sie diesen Astronomen mehr liebe als ihn, nein, „mehr hatte sie nicht gelobt, „anders“ hatte sie es genannt, „ganz anders“ — o, er wußte, wie sie es meinte. Der Fremde, Hergelaufene war berüht, ein Blinder, ein Strahlender, und er ein schlachter Arbeitsmensch, ein unromantischer Geschäftsmann, der nur mit Kurven und Rohstoffpreisen

hantierte und nicht mit blinkenden Sternen und Himmelsweiten sprachte und drunkte. Nichts war an ihm, was ihre Phantasie aufsteigen konnte. O, er begriff, begriff durchaus. So erbarmanaslos erschütternd auch dieses Begegnen war. Er wußte noch jedes Wort, das sie damals geäußert hatte. Wie ein schändendes Brandmal hatte ein jedes sich in seine Seele eingestrichelt. Noch heute schmerzten die fengenden Wunden wie am ersten Tage.

Und doch — dennoch! Sie war wieder da. Ging wieder wie einst im Hause upher. Ihr Oben, ihr Weien, ihr Duft, ihr selbes geliebtes Parfum, dieser Tausendfreundender von einst, atmete wieder durch alle Zimmer. Da dachte dielen vernünftigen, belonnenen Kaufmann der Bahn. Alles war nur ein folsterner hirnzerstrender Fiebertraum gewesen. Er war endlich erwacht, das Leben drohte wieder, sie ging wieder in seinem Hause umher. Alles war wie einst. Konnte — vielleicht — wieder sein wie einst. Der andere — war nicht mehr. Noch schonte sein Verlangen ihren Schmerz. Aber bald — bald — Sagen wollte er ihr: wenn du — ah, er wußte was er ihr sagen wollte. Er probte es immer wieder. Manchmal mitten in einer hochwichtigen geschäftlichen Konferenz ertappte er sich dabei, daß er die Worte vor sich hinprobte, die er ihr sagen wollte, bald, bald. Die Schmachtschritte an seiner Gelassenheit. Ganz demütig wollte er sie bitten. Er war ja jetzt der — Stärkere von ihnen. Nein, der Reichere vielleicht, sie hatte ja alles verloren, aber gerade darum wollte er ganz beschiden und demütig bitten — ja! alles verneinen sein, denken wir, es sei ein Traum gewesen, — um uneres Kindes willen, wollte er heucheln, obwohl er es seinemwillen tat, nur seinemwillen, ja, und auch ihrerwillen ein wenig.

Doch vor allem wollte er sie bitten, weil er sie liebte wie am ersten Tage, nie aufgehört hatte, sie zu lieben, trotz allem, trotz allem.

Er hatte in dielen Augenblicken vergessen, wie tödlich er gelitten hatte, er und seine Liebe und seine Selbstachtung. Aber wenn auch sein Stolz sich wand — ach Stolz! Stolz baute kein neues Glück und neues Leben. Nur die Liebe war schöpferisch. Auch nichts von Bergaben. Er wußte, wie Marianne, das Versehen eine fürchte aufschlafene Ueberhebung ist. Liebe wollte er ihr bieten, nichts als eine Liebe, die stärker war als aller erhabener Stolz und alle kleinliche Demütigung.

So drängte er eines Abends — der Arzt hatte heute die erste Gemütsheilung gegeben — zu einer Ausrede. Am ersten Male lösten sie sich wie in der alten verflungenen Zeit im Wohnzimmer am Kamin gegenüber. Draußen fürmte noch der

ipite nördliche Winter. Jedem iprengte ein Quich das Verk, der letzte ihm dem andern zu.

XXIII.
Mit der ersten regeren Lebendigkeit der Frau fand Marianne zuerst die Worte. „Es wird mir unendlich schwer, Ernst, wenn ich alles —, mania sie leise hervor. Ohne sich zu ihm voranzubewegen, sah sie im Sessel, ihre hohle Herrlichkeit aufrecht gegen die Fensterleuchte getrimmt, ihr Gesicht im Schatten, unterhalb des freies der hohen Stedlampe, der einzigen, laßt gebührend Leuchtauelle des Raumes. „Ich habe eine große, fast unaussprechbare Bitte an dich.“ Und ganz hastig: „Sie wird dir —, allem, was wöhsen aus getreten ist —, vielleicht unerschämtes wird mir so schwer —.“ Sie brach ab.

Ernst Staudt hatte sich anfangs nur der Melodie dieser hellen leuenden Altsimme hingehört. Er war ein Mann ohne besondere äußere Merkmale, ein Bierstier mit wenig Haar, alltags unheimbarem Gesicht, normaler Figur des „Berrn in den bösen Jahren“, seinem Embonpoint. Bemerkenswert und auffallend waren nur seine Hände. In sie hatte sich wohl seine weite menschliche Menschlichkeit gesetzt. Er war Generaldirektor und Bauingenieur eines der größten deutschen Violeumwerke.

Dann sagte er den Sinn der Worte Marianne. Eine Bitte hatte sie an ihn! Er war so überfüllt, so geladen von der großen Bitte, die seine Liebe zu stellen hatte, daß für ihn keine andere Bitte und Erfüllung in der Welt Raum hatte. Marianne hatte eine große, fast unaussprechbare Bitte an ihn! „Sie wird dir —, o, er wußte, was viele Bitte erlebte. Er mußte es! Marianne wollte, wie er, alles vergessen — bei ihm bleiben — o die unumsagliche, Verblendete! Die Bitte wurde ihr schwer! Aber sie sollte darum bitten. Sie nicht. Er wollte um sie bitten. Höchstes Gnadenbittchen dieles Lebens.

„Marianne“, er beugte sich weit zu ihr vor und leute die Bitte auf ihr Knie, „du darfst darum nicht bitten —?“ Sie schrak bestürzt auf: „Weißt du denn —?“

„Ich weiß es“, nickte er schon „auch ich wollte dich heute bitten —“
„Du?“ fragte sie kopfschüttelnd. „Ich fürchte, Ernst —“
„Fürchte nichts, Marianne, ich weiß alles Hoff du vorsetzen, wir früher immer die gleichen Gedanken hatten. Wie durch die Wähe, aber du sollst nicht bitten. Ich bitte dich: bleib hier, Marianne. Bleib Marianne und mir. Ich kann dich ehne dich nicht lassen. Seit du wieder im Hause bist — ich will kein Schmerz und keine Trauer achten, ich will dir solange Zeit lassen.“ (Fortf. folgt.)